

Vogel, Gunda

Elternberatung - ein mehrperspektivischer Ansatz

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44 (1995) 1, S. 23-30



Quellenangabe/ Reference:

Vogel, Gunda: Elternberatung - ein mehrperspektivischer Ansatz - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44 (1995) 1, S. 23-30 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-27843 - DOI: 10.25656/01:2784

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-27843>

<https://doi.org/10.25656/01:2784>

in Kooperation mit / in cooperation with:

Vandenhoeck & Ruprecht 

<http://www.v-r.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse, Psychologie und Familientherapie

Herausgegeben von M. Cierpka, Göttingen · G. Klosinski, Tübingen
U. Lehmkuhl, Berlin · I. Seiffge-Krenke, Bonn · F. Specht, Göttingen
A. Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen:
Ulrike Lehmkuhl und Annette Streeck-Fischer
Redaktion: Günter Presting

44. Jahrgang / 1995

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH

Elternberatung – ein mehrperspektivischer Ansatz

Gunda Vogel

Zusammenfassung

Es wird ein Beratungskonzept für den Bereich Elternberatung in Beratungsstellen vorgestellt, das die Notwendigkeit der Zusammenschau von fünf verschiedenen Perspektiven betont. Neben allgemeinen entwicklungspsychologischen Erkenntnissen über kindliche Entwicklung und begleitende elterliche Fähigkeiten geht es um individuelle Eigenarten von Kindern, die diese mit auf die Welt bringen, so zum Beispiel hirnorganische Handicaps und Temperamentsunterschiede. Weiterhin wird in die Zusammenschau die Persönlichkeit der Eltern als Resultat ihrer Lebensgeschichte einbezogen sowie die aktuelle Lebensgestaltung und die Lebensumstände der Familie einschließlich der daraus resultierenden Zukunftsperspektiven. Schließlich kommen als fünfte Perspektive Vorstellungen über die Interaktionsprozesse zwischen diesen verschiedenen Einflußfaktoren dazu. Es werden die Beiträge verschiedener Autoren zu den fünf Perspektiven gesichtet, Beziehungen zum Persönlichkeits- und Entwicklungsmodell der Integrativen Therapie hergestellt sowie Folgerungen für die Elternberatung gezogen.

1 Einleitung

Als ich anfang, darüber nachzudenken, über Elternberatung zu schreiben, beschäftigten mich sogleich zwei gegensätzliche emotionale Reaktionen. Zum einen waren da die Gefühle, die ich aus meiner Tätigkeit als Psychotherapeutin für erwachsene Patienten kenne: Angesichts der leidvollen Seite ihrer Geschichte wünschte ich mir für meine Patienten oft Eltern, die nicht so chronisch gestreßt, überfordert und unzufrieden gewesen wären, nicht so verstrickt in toxische Beziehungen, die ihre Kinder nicht so hineingezogen hätten in ihre eigenen Probleme, weniger mit ihrer eigener narzißtischer Bedürftigkeit beschäftigt gewesen wären und fähiger und bereitwilliger, ihr Kind in seinen jeweiligen Möglichkeiten und Bedürfnissen zu sehen und darauf einzugehen. Das heißt, ich reagierte aus der Identifikation mit dem Kind und wollte es vor den destruktiven Anteilen der Beziehungserfahrung mit ihren Eltern schützen.

Zum anderen war da ein entgegengesetzter Impuls, den ich aus meiner Arbeit mit Eltern an einer Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche kenne, aber auch aus meinem eigenen Erleben als Mutter und aus meiner Erinnerung, wie erdrückend ich zeitweilig die Anforderungen fand, die in der Fachliteratur an Eltern gestellt wurden und die „Vorwürfe“, denen sie ausgesetzt waren. Ich fand

darin so wenig wieder von der Not der Verantwortung, den enormen tagtäglichen, vor allem emotionalen, aber auch körperlichen und sonstigen Anforderungen, die diese einzigartige, gewaltige und unvergleichliche Aufgabe an die Eltern stellt und von der Frage, woher die Eltern denn die inneren und äußeren Ressourcen nehmen sollten, um ihren Kindern all diese wunderbaren Qualitäten zur Verfügung zu stellen. Allerdings fand ich darin auch nicht wieder von der großen Freude und dem tiefen Angerührtsein, von den existentiellen Erfahrungen, die Eltern mit ihren Kindern erleben. Diese zweite emotionale Reaktion war also gespeist aus der Identifikation mit den Eltern; ich wollte sie vor Überforderung, Schuldzuweisung und Unverständnis schützen.

Das ist der Spannungsbogen, in dem sich die Beratung von Eltern bewegt: Die Not der Kinder, die die Eltern mir vorstellen auf der einen Seite, die Not der Eltern, die vor mir sitzen auf der anderen Seite, und drittens ist auch immer das Kind mit anwesend, das diese Eltern selbst einmal waren. Ich erlebe diesen Spannungsbogen als besondere Herausforderung, die mich hoffentlich vor Einseitigkeit und Vereinfachung auf der Hut sein läßt.

Um einer Vereinfachung zu entgehen, ist es mir wichtig geworden, verschiedene Perspektiven zu berücksichtigen, die ich hier zunächst aufzählen möchte:

- Entwicklungspsychologisches Wissen, das sich in den letzten 20 Jahren dank der empirischen Säuglings- und Kleinkindforschung so sehr erweitert hat und das mir hilft, zu dem, was mir die Eltern berichten, Hypothesen zu bilden, darüber, welche Art von Unterstützung dieses Eltern-Kind-System momentan brauchen könnte.
- Eigenschaften des Säuglings, die dieser mit auf die Welt gebracht hat und die von Beginn an die Interaktion zwischen Eltern und Kind beeinflussen. Ein Kind ist keine Tabula rasa, und indem es seine Eltern herausfordert, sich mit seiner Individualität auseinanderzusetzen, verändert es sie.
- Die Persönlichkeit der Eltern als Resultat ihrer bisherigen Lebensgeschichte mit all den Reichtümern und Defiziten, die sich daraus in ihrem Selbst, ihrem Ich und ihrer Identität (es handelt sich hier um Grundkonzepte der Persönlichkeitstheorie der integrativen Therapie nach PETZOLD) ergeben und die den Rahmen bilden für ihre Möglichkeiten, auf ihre Kinder einzugehen.
- Die jetzigen Lebensumstände der Familie, angefangen von der Art und Weise, wie die Eltern das familiäre Zusammenleben gestalten mit all den Möglichkeiten gegenseitiger Unterstützung oder Verstrickung / Destruktion bis hin zum gesellschaftlichen Umfeld und den dar-

aus auf das Eltern-Kind-System einwirkenden Einflüssen und Rollenzuweisungen.

- Die Natur der Interaktionsprozesse zwischen diesen Faktoren, die transaktionalen Prozesse zwischen Eltern und Kindern, die Kettenwirkungen von Ereignissen, die positiv aufeinander aufbauen können, aber auch ins Negative entgleisen können.

All diese Aspekte versuche ich zu berücksichtigen, wenn ich mich bemühe, Eltern zu „unterstützen, einen wachstumsfördernden, ermöglichenden Raum (potential space) für ihre Kinder zu schaffen“ (PETZOLD 1992, S. 8). Wenn den Eltern dies gelingt, stellt das wiederum die beste Garantie dafür dar, daß auch die Eltern im Zusammenleben mit ihrem Kind einen beglückenden Austausch erleben. In Anlehnung an WINNICOTT möchte ich betonen, daß es für Eltern sehr wichtig ist, sich nicht nur gegenseitig in einer Weise zu unterstützen, die das Wesentliche ihrer Aufgabe anerkennt, sondern auch in ihrem Umfeld in dieser Weise unterstützt zu werden. Hier ist eine gesellschaftspolitische Dimension angesprochen, aber auch eine Haltung des Elternberaters. Eine solche Haltung schließt aber auch ein, daß der/die Berater/in die Eltern nicht auf ihre Elternrolle reduziert, sondern ihre momentanen Probleme mit ihrem Kind eingebettet sieht in ihrem gesamten Lebensvollzug.

2 Entwicklungspsychologische Erkenntnisse und Fähigkeiten von Eltern

Ich möchte nun zunächst eingehen auf die phantastischen elterlichen Fähigkeiten zu intuitivem, sensiblen und empathischem Verhalten, die die Säuglings- und Kleinkindforschung der letzten 20 Jahre deutlich gemacht hat. Das wurde insbesondere durch Mikro-Analysen der Eltern-Kind-Interaktion mit Hilfe der Videotechnik möglich. Der Säugling ist von Beginn an ein äußerst kommunikationsbereites Wesen, und es gibt ein intuitives Verhaltensrepertoire, das erwachsenen Menschen im Umgang mit Säuglingen zur Verfügung steht und das genau auf die sich verändernden Möglichkeiten des Säuglings, mit seiner Umwelt in Kontakt zu treten, abgestimmt ist. Dieses Verhalten wird in der Literatur als „intuitive parenting“ bezeichnet. Die Eltern nutzen dabei die Zeiten, in denen der Säugling kommunikationsbereit ist, d.h. in einem Zustand „wachsender Inaktivität“, was bereits beim Neugeborenen für wenige Minuten der Fall ist und stetig zunimmt.

Das Ehepaar PAPOUŠEK schreibt: „In den intuitiven elterlichen Anregungen (des Kindes) gibt es zahlreiche kontingente Elemente. Eltern lassen sich in ihrem Verhalten im positiven Sinne (vom Säugling) manipulieren und fördern dadurch gerade die integrativen Prozesse, für die der Säugling innerlich am stärksten motiviert ist“ (PAPOUŠEK u. PAPOUŠEK 1992, S. 149). Das heißt, die Betreuungspersonen bieten dem Säugling eine geradezu geniale Didaktik für seine frühen Erfahrungen.

BRAZELTON und CRAMER (1991, S. 141) schreiben: „Indem die Mutter ihren Rhythmus und ihre Verhal-

tensweisen an das Baby anpaßt, begibt sie sich in seine Welt hinein und spornt es an, ihr nachzueifern.“ Säuglinge sind also in ihren bemerkenswerten Fähigkeiten zu agieren, zu reagieren und zu interagieren darauf angewiesen, daß sie auf Interaktionspartner treffen, die entwicklungsabhängige Kommunikationsregeln einhalten und das Kind nicht mit unvorhersehbarer Stimulation überfordern. Das Kind selbst ist aktiv an dieser Interaktionsgestaltung beteiligt, indem es z.B. bei Überstimulation den Blickkontakt vermeidet (siehe auch GAUDA 1992). Das heißt aber auch, daß Intersubjektivität (ein wichtiges Konzept der integrativen Therapie) schon von Beginn an eine wichtige Rolle zwischen Eltern und Kind spielt und zwar als Haltung, die die Eltern dem Kind entgegenbringen.

Der Säugling lernt auch spezifische Erwartungen im Hinblick auf verschiedene Interaktionspartner zu entwickeln, d.h. er ist schon sehr früh in der Lage, sich mit verschiedenen Interaktionspartnern vertraut zu machen (z.B. Vater, Mutter, Geschwister, Oma, Kinderfrau). Wenn keine stabilen und an die Möglichkeiten des Kindes angepaßten Interaktionsmuster auf- und ausgebaut werden können, dann muß der Säugling „soviel in negative Kommunikation investieren (aktive Ablehnung der Mutter, Vermeidung dyadischer Settings), daß gesunde Gelegenheiten zur Exploration, Integration von Erfahrung und kognitive Bewältigung (mastery) zu kurz kommen“ (VYT 1992, S. 128).

Unter diesem Gesichtspunkt sollte Elternberatung Eltern unterstützen, „daß sie sich gelassen auf die Entwicklungsebene und auf das Tempo ihres Kindes einlassen, sich von den kindlichen Vorlieben, spontanen Interessen und seiner Dynamik leiten lassen und sich bei gemeinsamen Zwiegesprächen und Spielchen auf die eigene intuitive Bereitschaft verlassen“ (PAPOUŠEK u. PAPOUŠEK 1992, S. 153).

Den Eltern hilft bei dieser Aufgabe, daß eine geglückte Interaktion mit dem Kind auch für sie in hohem Maße verstärkend wirkt; es macht beiden Seiten einfach mehr Spaß. Das, was dem Säugling eine optimale Didaktik beschert, bewirkt bei den Eltern, daß sie für ihre Mühen dadurch belohnt werden, daß sie im Laufe dieser Entwicklung allmählich lernen, daß sie für ihr Kind ein geliebter und unentbehrlicher Mensch werden. Und das Kind entwickelt bei einer solchen geglückten Interaktion allmählich die vertrauensvolle Erwartung, daß der Erwachsene für es verfügbar ist, wenn er gebraucht wird.

Ich will hier nicht auf weitere entwicklungspsychologische Erkenntnisse eingehen, sondern nur feststellen, daß sich eine Grundtendenz fortsetzt: Das Kind ist für eine gute Entwicklung auf Beziehungen angewiesen, in denen seine entwicklungsbedingte Anpassungsfähigkeit nicht überfordert wird von Eltern, die entweder nicht in der Lage sind, ihre Interaktionsziele an die Möglichkeiten des Kindes anzupassen oder die auf seine Kommunikationsbereitschaft nicht ausreichend antworten, wie es z.B. bei depressiven Eltern der Fall sein kann.

Es ist noch viel Wissen zusammenzutragen, um zu verstehen, welche Dimensionen von Erfahrungen oder Elternverhalten für welche kindliche Altersstufe wichtig ist und wie das Zusammenspiel funktioniert. Von seiten der Eltern ist die gewaltigste psychologische Umstellung sicherlich mit der Geburt des ersten Kindes erforderlich, mit der sie sich in einen Zustand totalen Engagements begeben müssen, den WINNICOTT als „normale Krankheit“ beschrieben hat. Das elterliche Verhalten wird dann im ersten Lebensjahr zunächst, wie oben beschrieben, stark intuitiv gesteuert im Sinne biologisch verankerter Verhaltensmuster, während im 2. Lebensjahr „sensitive caregiving“ (VYR 1992) und empathischer Bezug (KOHUT 1981) an Bedeutung gewinnen.

Zur weiteren Familienentwicklung schreibt VON SCHLIPPE (1987, S. 338 f.): „Die Anpassungsfähigkeit ist eine zentrale Dimension familiärer Systeme, d.h. die Fähigkeit, die Balance zwischen Flexibilität und Rigidität zu wahren, Wandel und Kontinuität zu gewährleisten (...) Die Familie durchschreitet ja einen Familien-Lebenszyklus, einen Prozeß, der sich in permanenten Übergängen, Veränderungen vollzieht, die Folge wie Anstoß von Entwicklungsprozessen sind (...) Es müssen immer neue Fließgleichgewichte gefunden werden.“

Während für die Kinder dahinter eine natürliche Entwicklungsdynamik steckt, sind es die Eltern, die sich in besonderer Weise daran anpassen und Veränderungen ermöglichen müssen und die als „Architekten der Familie“ (SATIR) dabei eine besondere Verantwortung haben. Meiner Erfahrung nach sollten die Eltern von Berater/in dabei immer auch Unterstützung bekommen, das Eigenleben als Erwachsener in Form von Partnerschaft, Freundschaft und beruflicher Entwicklung nicht aus dem Auge zu verlieren. Es geht dabei auch um die „Generationsgrenze“, die von seiten der Familientherapie immer wieder als so wichtig beschrieben wurde.

3 Eigenschaften des Säuglings

Ich habe bisher allgemeine entwicklungspsychologische Erkenntnisse und ihre Bedeutung für die Elternberatung beschrieben. Nun gibt es aber eine Vielzahl von individuellen Eigenarten, die das Kind bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und die die Interaktion mit den Eltern von Beginn an beeinflussen. Ich möchte dabei zwei Bereiche besonders hervorheben, weil sie zu Negativspiralen im Zusammenleben von Eltern und Kindern führen können:

- Zum einen hirnorganische Handicaps, wie sie unter der Bezeichnung MCD – minimale cerebrale Dysfunktion – (RUF-BÄCHTIGER 1991) oder unter dem Oberbegriff „Störungen der sensorischen Integration“ (AYRES 1984) beschrieben wurden und die Folge genetischer oder exogener prä- oder perinataler Einflüsse sind. AYRES schreibt: „Wenn das Gehirn sinnliche Wahrnehmung schlecht verarbeitet, führt dieser Umstand im Leben des betreffenden Menschen zu den verschiedensten Schwierigkeiten.“

Er muß sich mehr anstrengen und hat häufiger Probleme als andere und andererseits trotz aller Bemühungen weniger Erfolg und Befriedigung“ (1984, S. 10).

- Der zweite Bereich von Eigenarten sind Temperamentsunterschiede, wie sie die Längsschnittstudien der Temperaments-Forschung der letzten 30 Jahre in den USA belegen. Im deutschsprachigen Raum lag dieses Thema aus verständlichen historischen Gründen lange brach.

Vor kurzem erschien ein Buch von ZENTNER (1993), das diese Forschungen zusammenfaßt. Nach ZENTNER bezieht sich der Ausdruck Temperament auf physiologische und konstitutionelle Grundlagen der Persönlichkeit. Das Temperament offenbart sich als Komplex formaler Merkmale in allen Arten von Reaktionen, unabhängig von deren Inhalt, d.h. es geht um die *Art und Weise* des Handelns. Zahlreiche Befunde sprechen dafür, daß die Art des Temperaments von genetischen Einflüssen abhängt.

Nach ZENTNER lassen sich 10 Temperaments-Dimensionen nachweisen, die intraindividuell relativ stabil sind und die ihren Einfluß am stärksten und direktesten im Kleinkindalter ausüben:

- Annäherung – Rückzug,
- Anpassungsvermögen (an neue Situationen, Menschen),
- emotionale Empfindlichkeit,
- sensorische Empfindlichkeit,
- Aktivität,
- Ablenkbarkeit,
- Ausdauer,
- Reaktionsintensität,
- Stimmungslage,
- Regelmäßigkeit (der biologischen Rhythmen).

Die New Yorker Längsschnittstudie NYLS (CHES; zitiert nach ZENTNER 1993, S. 85 ff.) ermittelte daraus 3 Temperamentssyndrome, denen eine besondere entwicklungspsychologische und psychopathologische Relevanz zukommt: Das Syndrom „einfaches Kind“ (etwa 40% der untersuchten Kinder), das Syndrom „langsam-auftauendes Kind“ (ca. 15%) und das Syndrom „schwieriges Kind“ (ca. 10%). Letzteres ist z.B. gekennzeichnet durch Unregelmäßigkeit der biologischen Funktionen, Rückzugsreaktionen angesichts neuer Situationen und Menschen, langsames Anpassungsvermögen an Veränderungen, hohe Intensität von Reaktionen und vorwiegend negative Stimmungslage.

Was bedeuten nun diese Eigenarten von Kindern für die Eltern und für die Elternberatung? Zunächst einmal ist wohl unmittelbar einsichtig, daß das Syndrom des „schwierigen Kindes“ schneller zur Überforderung von Eltern führt, und tatsächlich ist dies z.B. ein Risikofaktor für Mißhandlungen. Generell können spezielle Temperamentsmerkmale oder hirnorganische Probleme es einem Kind unmöglich machen, bestimmten Anforderungen der Umwelt gerecht zu werden. ZENTNER (1993, S. 190) schreibt: „Wir sind es viel mehr gewohnt, unangemessene Anforderungen im kognitiven Bereich zu identifizieren als im Bereich des Verhaltens.“ Gerade hier aber wirken sich Temperamenteigenarten und Störungen der Sinnesver-

beutung aus. „Winston Churchill erlaubten die Lehrer in der Grundschule, viertelstündlich um das Schulgebäude zu rennen, weil er dann anschließend wieder ruhig sitzen konnte. An seine Fähigkeiten glaubte in den ersten Schuljahren nur sein Kindermädchen“ (RUF-BÄCHTIGER 1987, S.72). Besteht nun die Umwelt weiter auf diesen Forderungen, ist exzessiver Streß für das Kind die Folge und damit eine Zunahme der Probleme.

Im Hinblick auf die Eltern gesehen, können die genannten Eigenarten des Kindes das intuitive, sensitive und empathische Verhalten der Eltern überfordern, wenn nämlich die belohnenden Reaktionen, die die positiven Antworten des Kindes für die Eltern darstellen, ausbleiben. Die Eltern haben quasi bei ihrem Kind keinen Erfolg. Sehen nun die Eltern die Ursache für die unbefriedigende, enttäuschende Interaktion bei sich selbst, so sind Verunsicherung, Schuldgefühle, Angst, ja das Gefühl, Opfer des Kindes zu sein, die Folge. Diese Inkompetenzgefühle in bezug auf die Erziehung können dann zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen führen.

Geben dagegen die Eltern dem Kind die Schuld für die Interaktionsprobleme, indem sie ihm z.B. Böswilligkeit unterstellen, so sind Ärger und Feindseligkeit die Folge und damit Machtkämpfe und letztlich ein negatives Selbstbild des Kindes, weil negative Bewertungen durch die Eltern zu negativen Selbstattributionen führen. Wie subtil die Auswirkungen solcher kindlichen Eigenarten auf die Eltern sein können, machen GREENSPAN und GREENSPAN (1985, S.72) deutlich:

„Wenn Eltern feststellen, daß sich das Interesse an ihrem Säugling in der Weise verlagert, daß es den emotionalen Reiz für sie verliert, dann sollte es ein Hinweis sein, daß sein Entwicklungsplan möglicherweise einer gründlichen Überprüfung bedarf. In einigen Fällen kann die mangelnde Reaktionsbereitschaft eines Kindes beispielsweise auf eine verzögerte motorische Entwicklung hinweisen. Einige Eltern mit Kindern mit motorischen Entwicklungsverzögerungen erinnern sich, daß sie sich damals tatsächlich vom Baby zurückziehen begannen. Ihre Interessenverlagerung kann anzeigen, daß ihr Kind irgendeine Schwierigkeit hat, die ebenso gut eine Entwicklungsverzögerung im motorischen Bereich wie ein primäres Gefühlsproblem sein kann.“

Wenn aber das Vorliegen einer Temperamenteigenart oder einer hirnnorganischen Problematik alternativ als Erklärungsmöglichkeit angenommen werden kann, eröffnen sich ganz andere Bewertungen: Das Kind ist dann nicht mehr böswillig und die Eltern nicht mehr inkompetent, sondern das Kind *kann* sich momentan nicht anders verhalten, und die Probleme sind das Resultat einer schlechten Passung zwischen den Möglichkeiten des Kindes und den Anforderungen der Umwelt. Das heißt, eine angemessene Ursachenzuschreibung macht einen entscheidenden Unterschied aus. Die Eltern müssen sich klar machen, daß die Erfahrungen, die ihr Kind tagtäglich macht und auf die es reagiert, nicht einfach Abbildung der Umwelteinflüsse sind, sondern durch die Konstitution des Kindes, seine individuelle Art und Weise, seine Umwelt zu erleben, geprägt wird.

Eine bewegende literarische Verarbeitung einer solchen Eigenart eines Menschen und seiner Anstrengungen, sich

damit im Leben seinen Weg zu suchen, findet sich in dem Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“ (NADOLNY 1983), der zugleich ein Entwicklungs- wie auch ein Seefahrerroman ist. Unter der wertschätzenden Feder des Erzählers wird das Handicap unversehens zu einer Qualität, zu einem menschenfreundlichen Prinzip.

In bezug auf die Temperamentsunterschiede beschreibt ZENTNER (1993) ein Beratungsmodell für Eltern, in dem diese angeleitet werden, wie sie ihrem Kind einen konstruktiven Umgang mit seinen temperamentsbedingten Schwierigkeiten ermöglichen können. ZENTNER spricht dabei von „Führungsstilen“, die die Eltern erlernen. Nach seiner Erfahrung hat eine solche Temperamentsberatung folgende Wirkungen: Die Eltern werden in ihrem Erziehungsverhalten allgemein selbstsicherer, sie eignen sich wirksamere Erziehungsmethoden an, sie verstehen und akzeptieren ihr Kind besser, und sie sehen die Zukunft ihres Kindes optimistischer.

4 Persönlichkeit und Geschichte der Eltern

So wichtig es meiner Erfahrung nach ist, daß Berater/innen solche individuellen Eigenarten von Kindern im Auge behalten, destruktive Ursachenzuschreibungen auflösen und Eltern bei den diesbezüglichen Problemen unterstützen, so darf man doch nicht – wie es bei dem genannten Beratungsmodell zu Temperamentsunterschieden den Anschein haben könnte – der Gefahr erliegen, die Tabula-rasa-Theorie quasi vom Kind auf die Eltern zu verlegen. In ganz anderer Weise als die Kinder sind die Eltern keine unbeschriebenen Blätter; ihre Persönlichkeit, mit der sie in die Interaktion mit ihren Kindern eintreten, hat eine Geschichte, und diese Geschichte mündet in die augenblickliche Lebenssituation, in die die Kinder hineingeboren werden.

Wie gelingt es den Eltern, sich auf diese enorme Veränderung in ihrem Leben einzustellen und eine Elternidentität zu entwickeln? Wie können sie diese in ihre übrige Identität integrieren? Welche inneren Ressourcen zur Be-elterung ihrer Kinder stehen ihnen „leibhaftig“ zur Verfügung, d.h. wie reich ist ihr Selbst an benignen Szenen guter Intersubjektivität, und wie entwickelt ist ihr Ich, um ihnen eine Vielzahl von Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen? Und schließlich, wie rigide und starr sind die Anteile ihrer Identität, die wir als Über-Ich bezeichnen? (Ich beziehe mich hier wieder auf die Konzepte der Persönlichkeits-theorie der integrativen Therapie nach PETZOLD.)

Die anfangs beschriebenen elterlichen Fähigkeiten zu intuitivem, sensiblem und empathischem Verhalten gegenüber dem Kind erfordern die leibhaftige Präsenz der Eltern, sind zuerst einmal und grundlegend eine Frage der „Zwischenleiblichkeit“ und in dieser ist deren ganze Persönlichkeit anwesend. (Der Leib als „Leibsubjekt“, als Ausdruck des ganzen Menschen, gehört zu den zentralen Konzepten der Integrativen Therapie.)

Wie die Persönlichkeit der Eltern auf das Kind einwirkt, läßt sich auf verschiedenen Abstraktionsebenen

darstellen. STERN (1992) beschreibt z. B. die Abhängigkeit des Selbstempfindens von der Anwesenheit und dem Handeln anderer und verdeutlicht, wie Eltern ihren Säuglingen und Kleinkindern zu einem Selbstempfinden verhelfen, indem sie sie auf verschiedene Weise spiegeln. Während dabei in der frühen Säuglingszeit vor allem eine unerträgliche Über- oder Unterstimulation auf Persönlichkeitsprobleme der Eltern zurückgehen kann, ist es später, ab ca. 6 Monaten, die Art der Affektabstimmung, in der deutlich die Persönlichkeit der Eltern zum Ausdruck kommt. So können sie z. B. sehr selektiv nur auf bestimmte Affektzustände reagieren, oder sie können unbewußt versuchen, das Erleben ihrer Kinder durch eine Fehlabbildung quasi heimlich zu verändern, oder sie erschweren die intersubjektive Bezogenheit durch Nicht-Authentizität. Mit dem verbalen Austausch kommt die Verhaltensformung durch verbale Verstärkung und Bestätigung dazu. Mit all dem geben Eltern ihre eigenen internalisierten, normativen Verhaltensweisen weiter, reproduzieren alte Szenen bzw. beeinflussen das Kind z. B. im Sinne ihrer eigenen Tabus, Schamgefühle, ihrer Abwehr.

Besonders anschaulich machen BRAZELTON und CRAMER (1991) die ganze Bandbreite vom normalen bis zum pathologischen Bereich. Sie sprechen von „imaginärer Interaktion“ und meinen damit die subjektiven Deutungen, die die Eltern ihrer Beziehung zu ihrem Kind beimessen. „Wir sind der Ansicht, daß die Entwicklung des Kindes von den Phantasien ihrer Eltern ebenso massiv beeinflusst wird wie von ihren angeborenen Fähigkeiten und Eigenschaften. Der Säugling prägt der elterlichen Wahrnehmung den individuellen Stempel seiner charakteristischen Eigenschaften auf. Zugleich formen die Eltern das Verhalten des Babys mit, indem sie es – über ihre Phantasien, ihre Erwartungen und inneren Konflikte – ermutigen oder behindern“ (BRAZELTON u. CRAMER 1991, S. 164).

Entscheidend ist, inwieweit die Eltern *neben* der imaginären Interaktion noch in der Lage sind, das Kind mit einer gewissen Objektivität wahrzunehmen. Gelingt das nicht, so gefährden die „Gespenster der Vergangenheit“ die in der imaginären Interaktion anwesend sind, die Eltern-Kind-Interaktion. „Das Eindringen der Gespenster der Vergangenheit wird Ursache zahlreicher Mißverständnisse zwischen Eltern und Säugling(...) Es liegt eine entsprechende Verletzlichkeit offen, die in der Vergangenheit der Eltern wurzelt. Das Problem des Kindes weist in solchen Fällen mit außerordentlicher Präzision auf die Konflikte, die die Eltern selber zu lösen haben“ (BRAZELTON u. CRAMER 1991, S. 166).

BRAZELTON beschäftigt sich dann mit einer Reihe von Erscheinungsformen dieser „Gespenster der Vergangenheit“. Zum Beispiel kann das Kind empfunden oder behandelt werden wie die Wiedergeburt eines Vorfahren, wie eine Mutterfigur, wie ein Richter, wie ein Geschwisterkind. Es können alte Beziehungsformen neu inszeniert werden, z. B. in den Kämpfen ums Essen. Es kann die Vergangenheit durch ihr Gegenteil heraufbeschworen werden. Die Eltern können versuchen, eine „ideale Beziehung“ zu schaffen, oder sie können versuchen, im Kind

Wunschvorstellungen zu realisieren, indem sie es als „König Baby“ behandeln.

BRAZELTON betont aber auch: „Elternliebe wird überhaupt erst möglich, *weil* sie in früheren Bindungen wurzelt. Einfühlungsvermögen und innere Anpassung an das Neugeborene werden gefördert, wenn die Eltern in der Beziehung zu ihrem Kind die Wärme und Zuneigung wiedererkennen, die ihnen aus früheren Beziehungen vertraut sind“ (BRAZELTON u. CRAMER 1991, S. 177).

Für die Elternberatung bedeutet all dieses, daß ich als Berater/in bereit sein muß, mich auf die „ganzen Eltern“ einzulassen, hinzuhören, welche Geschichte mir da begegnet, und den Eltern in einer unaufdringlichen Weise zu signalisieren, daß ich bereit bin, mit ihnen auf die Suche zu gehen, welche Spuren ihre Geschichte bei den heutigen Problemen mit ihren Kindern hinterlassen hat. Manchmal ist eine intensive psychotherapeutische Begleitung der Eltern notwendig, damit diese eigene Kindheitsmuster durchbrechen können. Das kann für die Eltern Schwerarbeit sein. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die Kinder, die im Verlaufe eines solchen Prozesses erst geboren werden, am intensivsten davon profitieren.

5 Lebenssituation der Familie

Habe ich die Situation soeben aus dem Blickwinkel der Geschichte der Eltern betrachtet, so möchte ich mich nun der Familiengegenwart und Familienzukunft zuwenden. Vom Zeitpunkt der Feststellung der Schwangerschaft an stehen beide Eltern vor der Aufgabe, sich auf die einschneidende Veränderung in ihrem Leben einzulassen. BRAZELTON und CRAMER (1991) beschreiben sehr anschaulich, welche Phantasien und Zukunftsprojektionen mit dem Kinderwunsch verbunden sein können, und wie dann während der Schwangerschaft die Bindung an das Kind wächst. Dabei ist die während des bisherigen Lebens erworbene eigene weibliche und männliche Identität einschließlich der Vorstellung über Partnerschaft und Vater- und Mutterrolle von großer Bedeutung. Während der Schwangerschaft hat außerdem die Auseinandersetzung mit der Ambivalenz der Gefühle gegenüber dieser Veränderung des Lebens eine wichtige psychohygienische Funktion. Ein bewegendes Tagebuch über ihre Schwangerschaft und das erste Jahr mit ihrem Kind schrieb PHYLLIS CHESLER 1980. Die schonungslose Offenheit, mit der sie all die inneren und äußeren Kämpfe bei der Auseinandersetzung mit der neuen Lebenssituation beschrieb, hat mich sehr beeindruckt.

Es ist die Frage, wieweit es beiden Eltern während dieser Vorbereitungsphase (Schwangerschaft) und der Zeit der ersten Erfahrung mit ihrem Säugling gelingt, sich über Rollenvorstellungen, Aufgabenverteilung und erlebtem Alltag mit dem Kind so auseinanderzusetzen, daß sie ein für beide Eltern akzeptables und das Kind verträgliches Arrangement finden und sich den verändernden Möglichkeiten und Bedürfnissen immer wieder anpassen. Sicherlich können auch Väter eine intensive Beziehung zu ihrem

Baby entwickeln wie Mütter, wenn sie die Gelegenheit dazu haben und wahrnehmen, in intensivem Umgang mit dem Kind sich von diesem „lehren“ zu lassen, was es braucht und ihre intuitiven Fähigkeiten zu entfalten.

CHESLER (1980, S.205) schreibt: „Kleiner Nachkomme, süßes Kind! Wie du mich milderst, mich tiefer machst, wie eine uralte Schmiede, in der die Arbeit langsam geht. Du – für den andere alles tun müssen – du bist der mächtigste Lehrer, der mir begegnet ist.“

Der Frage, inwieweit Väter sich häufig der frühen Beziehung zu ihrem Kind verweigern bzw. vorwiegend abwesend sind, ist gegenüberzustellen, inwieweit Väter aus der Mutter-Kind-Beziehung ausgeschlossen werden. BRAZELTON und CRAMER (1991, S.56) formulieren das so: „Mütter sind Torwächter; sie können die Vater-Säuglings-Bindung intensivieren oder unterdrücken.“ Ich möchte dem allerdings gegenüberstellen, daß auch ein offenes Tor nichts nützt, wenn nicht die Bereitschaft und Initiative der Väter dazukommt, dieses Tor auch zu durchschreiten.

Die gefundenen Arrangements haben u.U. weitreichende Auswirkungen für die Familienzukunft: So führt die alleinige Verantwortung eines Elternteils für die wirtschaftliche Absicherung der Familie und die alleinige Verantwortung des anderen Elternteils für die leibliche und emotionale Versorgung der Kinder zu jeweils entsprechenden oder komplementären Abhängigkeiten und Machtmöglichkeiten innerhalb der Familie, zu Kompetenzverlusten und -zuwachsen und zu Veränderungen des sozialen Status im Umfeld.

Wie viele Frauen – und heute gelegentlich auch Männer – kennen z.B. das schnell schwindende Vertrauen in ihre außerfamiliären Fähigkeiten, was sich z.B. in Bemerkungen äußert, wie: „Ich muß mir selber richtig klar machen, was ich früher beruflich auch alles mal gemacht und gekonnt habe, wenn ich einen Bericht aus diesem Bereich in der Zeitung lese.“ Und wie viele Frauen/Männer, die vor der Geburt eines Kindes beruflich aktiv waren, kennen Gefühle, wie sie CHESLER beschreibt: „Plötzlich bin ich in eine andere Kategorie degradiert(...) Ich sage „degradiert“ und nicht „befördert“, weil ich einen gewaltigen, hintergründigen Verlust am Sozialstatus bemerke, seit ich Mutter geworden bin“ (1980, S.204).

Bei PETZOLD (1984, S.86f.) heißt es in bezug auf das persönlichkeits-theoretische Konzept der Identität: „Aus dem Erleben der relativen Stabilität von Rollen- und Funktionszuschreibungen erwächst für das Ich Identität im Sinne von mittelfristig überdauernden Konzepten über das Selbst im Kontext.“ Unter diesem Blickwinkel stellt Elternschaft eine erhebliche Veränderung von Rollen- und Funktionszuschreibungen dar, die zu einer Erschütterung der Identität führen kann, die bei traditioneller Rollenverteilung insbesondere die Frauen trifft. Das gilt für den Eintritt in diese Rolle, aber meiner Erfahrung nach fast noch mehr für den späteren notwendigen Rückzug von Funktionen im Zuge der Verselbständigung der Kinder.

Hier sind Frauen bei traditioneller Rollenverteilung von den Veränderungen oft besonders gebeutelt.

Die Paare, die bekannte Rollenverteilungen verlassen und sich neue Konstellationen konstruieren, müssen einen hohen Aufwand an Energie aufbringen, weil sie nicht auf bewährte Modelle in ihrem inneren Reservoir an Szenen und Bildern zurückgreifen können und weil die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen neue Konstellationen immer noch nicht genügend unterstützen (z.B. Halbtagsstellen für Mütter und Väter, Öffnungszeiten von Kindergärten, besonders auch von Schulen). In jedem Fall müssen beide Elternteile ihre Elternrolle mit vielen anderen Rollen, die sie im Leben auch noch haben (Partnerrolle, Kindrolle, Freund/in-Rolle, Berufsrolle) vereinbaren bzw. ausbalancieren.

In der Elternberatung bedeutet dies, ein offenes Ohr zu haben für Auseinandersetzungen über Rollenbilder und Aufgabenverteilungen und für Rollenkonflikte, um Entwertungen spürbar und benennbar zu machen, das Machtproblem zwischen Männern und Frauen im Auge zu behalten und nach Möglichkeiten gegenseitiger Unterstützung und Wertschätzungen zu suchen.

Für die Sozialisation kleiner Jungen und Mädchen ist es sicher von einschneidender Bedeutung, welche Wege ihre Eltern in diesem Prozeß gesellschaftlicher Veränderung gehen. Viele Eigenschaften, die in Analysen gesellschaftlicher Zustände Frauen und Männern zugeschrieben werden (z.B. die Buchtitel „Wenn Frauen zu sehr lieben“ oder „Männer lassen lieben“) sind ja keine Wesenheiten der Geschlechter – wie übrigens auch die Temperamentsforschung in bezug auf Temperamentsunterschiede bei Säuglingen zeigt, wo so gut wie keine Geschlechtsunterschiede festzustellen sind – sondern resultieren aus der Verflechtung von Sozialisation, Rollenzuschreibung und Rollenverkörperung. Die Psychoanalytikerin CHRISTIANE OLIVIER (1989) befaßt sich in ihrem Buch „Jokastes Kinder“ mit diesem Thema und nennt schließlich als Ziel: „Männer und Frauen müssen sich in der Unterschiedlichkeit der Geschlechter zu einer Rollengleichheit bereithalten, damit das Kind begreifen kann, daß die Unterschiedlichkeit der Körper keinen Machtunterschied erzeugt, denn er ist die Grundlage für den Krieg zwischen Männern und Frauen“ (S.175).

6 Die Interaktion zwischen den Einflußfaktoren

Ich möchte mich nun der Frage zuwenden, wie die bisher beschriebenen Aspekte im Entwicklungsprozeß des Kindes und seiner Familie zusammenwirken. Aus dem bisher Gesagten ist schon deutlich geworden, daß keinesfalls an eine lineare Wirkung, Kausalketten, Ursache-Wirkung-Mechanismen zu denken ist. Vielmehr handelt es sich um transaktionale Prozesse, in denen „Verhaltensweisen, gegenseitige Wahrnehmung und gegenseitige Erwartungen ineinandergreifen“ (VYR 1992, S.106).

Das Kind speichert nicht Eindrücke wie ein Tonband (Umweltdominanz) oder spult seine Entwicklung ab wie ein Schwimmer eine Schwimmstrecke (Anlagedominanz),

sondern man kann sich eher die Metapher des Tennisspiels zu Hilfe nehmen (WOHLWILL nach VYR), bei dem Verhalten und Erwartungen über das Auftreten und Schlagen des Balles zusammenwirken. – Es handelt sich um ein offenes System, in dem Kind und Betreuungsperson/ Umwelt in einem ko-evolutiven oder ko-kreativen Prozeß (PETZOLD 1992) stehen, in den all die genannten Aspekte einfließen. Das Kind ist in diesem Prozeß von Beginn an kreativ und selbstinitiativ und auf seine Umwelt hin ausgerichtet, und zwar mit einer deutlichen Bevorzugung menschlicher Interaktionspartner, mit denen es seine Bewegungen abstimmt.

Die Eltern müssen in diesem Prozeß einerseits die Bereitschaft und Fähigkeit einbringen, ein antwortender Interaktionspartner zu sein sowie ein Interaktionspartner, der Impulse/Entwicklungsanreize gibt, Einfluß nimmt, Erfahrungen an das Kind heranträgt und so von sich aus den evolutiven Prozeß vorantreibt. Sie müssen andererseits aber auch bereitwillig und fähig sein, die Selbststeuerungsimpulse des Kindes wahrzunehmen, zu respektieren, wertzuschätzen und sich darauf einzustellen.

Es handelt sich um einen kreativen Prozeß, der letztlich nicht kontrollierbar ist, und so liegt ein Paradoxon darin, daß die Eltern sich einerseits als wirkungsvoll in ihrer Einflußnahme auf ihr Kind erleben sollten, andererseits ggf. hinter seinen Selbstregulationsbemühungen zurücktreten.

AYRES (1984) macht z.B. in bezug auf Kinder mit Problemen bei der sensorischen Integration deutlich, daß „niemand für ein Kind eine Anpassungsreaktion vornehmen kann, es muß sie selbständig tun“. Das Kind muß sein Gehirn selbsttätig arrangieren, die Eltern können ihm nur Mittel zur Verfügung stellen, aber wenn es die Aktivitätsvorschläge der Eltern nicht annehmen kann, dann müssen sie es „seine eigene Wahl treffen lassen, womit und auf welche Weise es sein Gehirn stimulieren kann.“ (S.234)

Ein amüsantes Beispiel für eine vom Kind selbst initiierte Stimulation fand ich in LAINGS Buch „Gespräche mit meinen Kindern“ (1982): Die kleine Tochter ließ sich zunächst vom Vater, dann vom Bruder immer wieder die Abfolge der Wochentage vorsagen und wiederholte sie immer wieder in unendlicher, aber falscher Variation, bis der Vater irgendwann meinte „das kitzelt im Gehirn, nicht wahr“, und sie ihm lachend zustimmte. Solche Selbstregulationsprozesse sind in der kindlichen Entwicklung immer wieder von Bedeutung, ob es nun darum geht, daß das kleine Kind einen Weg zum Einschlafen findet oder später Wege, Vokabeln zu lernen oder etwa Wege im Umgang mit Enttäuschungen.

Lenkt man den Blick wiederum auf den aktiven Anteil der Eltern an diesem ko-evolutiven Prozeß, so ist z.B. COLLMANNS (1993) Befragung von kinderpsychiatrisch auffälligen Familien von Interesse, die zu dem Ergebnis kam, daß die Eltern in diesen Familien ihre Kinder als mächtiger als sie selbst in der Beeinflussung des Familienalltags erleben, eine Sicht, die Kinder in diesen Familien natürlich nicht teilen, d.h. diese Eltern erleben sich zu wenig als Gestalter ihres Familienlebens.

Das paßt zu VYR's (1992) Aussage, zu der er nach Durchsicht vieler Untersuchungen zur psychischen Entwicklung von Kindern kommt: „Selbsteffizienz, Selbstvertrauen und Offenheit der Eltern sind sehr wichtige Vermittlungsfaktoren zwischen der Wahrnehmungssensibilität der Eltern in bezug auf ihre Kinder einerseits und den Entwicklungsergebnissen der Kinder auf der anderen Seite.“ (S.111) Das heißt, auch wenn die Eltern ihre Kinder angemessen wahrnehmen, so muß insbesondere bei schwierigen und empfindlichen Kindern auch das Vertrauen dazukommen, positiv auf die Entwicklung des Kindes einwirken zu können, die Entwicklung wirkungsvoll unterstützen zu können.

Ich komme noch einmal zurück auf die Unkontrollierbarkeit dieses kreativen kindlichen und familiären Entwicklungsprozesses. Diese müssen wir als Berater/in ebenso akzeptieren, wie die Eltern dies müssen, das heißt aber auch, zurückhaltend sein in bezug auf Ursachenzuschreibung und Verschuldensfragen, um nicht einem verhängnisvollen Gotteskomplex zu erliegen (RICHTER et al. 1976), der zu destruktiven Täter-Opfer-Zuschreibungen und zu entmutigenden Schuldgefühlen führen kann.

Das bedeutet aber keine Resignation in bezug auf Einflußnahme auf diesen Prozeß sowohl bei den Eltern als auch beim Berater. Die Zielrichtung dieser Einflußnahme muß an erster Stelle die Einführung positiver Lebensimpulse und Motive sein (FERENZI zitiert nach PETZOLD 1992, S.158) bzw. die Förderung der Neugier auf das Leben (PETZOLD 1989). Es geht darum, daß die Rückkopplungsprozesse zwischen Eltern und Kindern nicht ins Destruktive entgleisen in Form von Aufschaukelungsprozessen, von negativen Erwartungen, negativen Wahrnehmungen und negativen Verhaltensweisen. Vielmehr muß das Zutrauen des Kindes in seine Kompetenz und seine Entwicklungsmöglichkeiten gefördert werden sowie das Zutrauen der Eltern in ihre Fähigkeit, das Kind dabei zu unterstützen.

Die Eltern haben in der Säuglings- und Kleinkindzeit ständig eine regulierende Funktion in bezug auf das Selbst des Kindes (Regulierung der Affekt-Intensität, der Affekt-Kategorie, der Aufmerksamkeit, der Neugier, der kognitiven Anteilnahme). Sie werden in dieser Funktion vom Kind internalisiert und zu „inneren Gefährten“. Es geht darum, daß diese inneren Gefährten keine störenden, sondern fördernde Qualitäten haben (STERN 1986).

PETZOLD (1992, S.189) beschreibt: „Das Kind spürt ganz konkret durch Berührung, Ansprache, Blicke, wie wertvoll es für seine Eltern ist. Sind diese liebevoll, so werden sie entsprechend internalisiert. Die Internalisierung und Archivierung dieses positiven, affektiven Zustroms und die auf sie folgende Resonanz des Wohlbefindens werden im Leibgedächtnis festgehalten, können wieder aufkommen...“ Das sind wesentliche Voraussetzungen dafür, daß Kettenprozesse von Entwicklung, die Übergänge von einem Entwicklungsschritt zum anderen, die Entwicklungskarrieren, in die ja zunehmend Sozialisationsinstanzen aus dem weiteren Umfeld eingreifen (Kindergarten, Schule, Freunde) positiv verlaufen.

7 Schlußfolgerung

Es ist meine Erfahrung aus 15 Jahren Elternberatung, daß ich Eltern nicht gerecht werde, wenn ich mich nicht immer wieder um eine Zusammenschau (Synopsis) dieser verschiedenen Perspektiven bemühe. Welche Schwerpunkte sich dabei in der Beratung ergeben, hängt zum einen von meiner diagnostischen Einschätzung ab, vor allem aber davon, worauf die Eltern sich in unserem gemeinsamen Suchprozeß einlassen können.

Bisweilen gehen Eltern nach einem einzigen Beratungsgespräch mit dem Gefühl nach Hause, genügend Impulse bekommen zu haben, um sich zuversichtlich wieder in den Alltag mit ihrem Kind zu begeben. Wenn ich diese Zuversicht teile, bleibe ich als Berater/in nach solchen Gesprächen mit einem beglückenden Gefühl zurück, ein kompetenter Facilitator gewesen zu sein. Es kann aber auch sein, daß in mir viel Skepsis bleibt, inwieweit diese Eltern-Kind-Interaktion wirklich in ein günstigeres Fahrwasser kommt. Das muß ich hinnehmen. Häufiger ist ein intensiver diagnostischer und beratender Prozeß notwendig, um das Zusammenspiel der einzelnen Faktoren zu verstehen.

Die Schwerpunkte verschieben sich, wenn die Schwierigkeiten der Eltern, ihr Kind einzufühlen, zu verstehen und zu unterstützen, in den Vordergrund rücken. Dort, wo das am bedrückendsten der Fall ist, liegt bei den Eltern in der Regel der intensivste Mangel an entsprechenden eigenen Erfahrungen zugrunde. Erst das eigene Erleben der Eltern, Einfühlung, Verständnis und Unterstützung am eigenen Leibe vom Berater/in zu erfahren, kann den Boden dafür schaffen, daß sie Entsprechendes an ihre Kinder weitergeben können. Das heißt, diese Qualitäten müssen den Eltern vom Berater/in zur Verfügung gestellt werden, und dem Berater/in fällt bisweilen die Rolle zu, die Eltern seinerseits auf Zeit zu „be-eltern“.

Summary

Parental Consultation – a Multi Perspective Approach

There is a consultation concept being presented within the scope of parental consultation at consultation offices which emphasizes the necessity of the synopsis of five different perspectives. Besides general developmental psychological understanding about the child's development and the accompanying capabilities of parents there is the subject of individual characteristics of children with which they are born, for instance brain-organic handicaps and differences in temperaments. Furthermore, the personality of the parents as result of their life history as well as the actual life situation and the life circumstances of the fam-

ily with the resulting future perspectives are being included into the synopsis. Finally as the 5th perspective there are conceptions about the interaction processes between these different influencing factors to be added. Contributions of various authors with regard to the five perspectives are being examined and relations to the model of personality and development of the Integrative Therapy being made as well as conclusions for the parental consultation being drawn.

Literatur

- AYRES, A. J. (1984): Bausteine der kindlichen Entwicklung. Berlin: Springer. – BRAZELTON, T. B./CRAMER, B. G. (1991): Die frühe Bindung. Die erste Beziehung zwischen dem Baby und seinen Eltern. Stuttgart: Klett-Cotta. – CHESLER, P. (1980): Mutter werden. Die Geschichte einer Vewandlung. Reinbek: Rowohlt. – COLLMANN, B. (1993): Die Macht der Pathologie und die Pathologie der Macht. Ein Vergleich kinderpsychiatrisch auffälliger und symptomfreier Familien. Integrative Therapie. 3, 278–293. – GAUDA, G. (1992): Blickkontaktvermeidung in den ersten Lebensmonaten und Elternidentität. Integrative Therapie. 1–2, 58–73. – GREENSPAN, ST./GREENSPAN, N. (1988): Das Erwachen der Gefühle. Die emotionale Entwicklung des Kindes. München: Piper. – KOHUT, H. (1981): Die Heilung des Selbst. Frankfurt: Surkamp. – LAING, R. D. (1982): Gespräche mit meinen Kindern. Reinbek: Rowohlt. – NADOLNY, S. (1983): Die Entdeckung der Langsamkeit. München: Piper. – OLIVIER, C. (1989): Jokastes Kinder. München: dtv. – PAPOUŠEK, H./PAPOUŠEK, M. (1992): Vorsprachliche Kommunikation: Anfänge, Formen, Störungen und psychotherapeutische Ansätze. Integrative Therapie. 1–2, 139–158. – PETZOLD, H. (1984): Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie. Integrative Therapie 1–2, 73–116. – PETZOLD, H. (1989): Grundkonzepte der Integrativen Agogik. Integrative Therapie 3–4, 392–398. – PETZOLD, H. (1992): Ein integratives Modell früher Persönlichkeitsentwicklung als Beitrag klinischer Entwicklungspsychologie zur Psychotherapie. Integrative Therapie. 1–2, 156–199. – RICHTER, H./STROTZKA, H./WILLI, J. (Hrsg.) (1976): Familie und seelische Krankheit. Reinbek: Rowohlt. – RUF-BÄCHTIGER, L. (1987): Das frühkindliche psychoorganische Syndrom. Minimale zerebrale Dysfunktion. Diagnostik und Therapie. Stuttgart: Thieme. – v. SCHLIPPE, A. (1987): Das Kind in der strukturellen und entwicklungsorientierten Familientherapie. In: PETZOLD/RAMIN (Hrsg.): Schulen der Kinderpsychotherapie. Paderborn: Junfermann. – STERN, D. N. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta. – STERN, D. N. (1991): Tagebuch eines Babys. München: Piper. – VYT, A. (1992): Das Tonband-Modell und das transaktionale Modell für die Klärung früher psychischer Entwicklung. Integrative Therapie. 1–2, 101–138. – ZENTNER, M. R. (1993): Die Wiederentdeckung des Temperaments. Paderborn: Junfermann.

Anschrift der Verfasserin: Dipl.-Psych. Gunda Vogel, Am Vogelsang 10, 42929 Wermelskirchen.